



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Caritasblüten aus der Mission 1931

4 (1931)

Caritasblüten

Nr. 4

1931



Alleluja, Jesus lebt! Alleluja, Jesus lebt!
Licht umstrahlt das Gotteslamm, Auferstanden ist der Herr;
Segen, Friede, Freude sprießen, Jubelnd jauchzt der Sel'gen Chor,
Und das Blut vom Kreuzesstamm Freudig tönt's von Meer zu Meer:
Sehen wir in Strömen fließen. „Du öffnetest das Himmels Tor.“
 Alleluja, Preis dem Herrn!

Ostern!

Alleluja! Jesus Christus hat die Welt nun überwunden,
Der in ihr kein Ruheplätzchen für das müde Haupt gefunden;
Der Gerichtsaal überdonnert ihn nicht mit Vernichtungsworten,
Und auch auf der Schädelstätte seine Dornen längst verdorrten!

Ach, so lieblich rauscht kein Bächlein in das Tal vom Felsenrücken,
Um die Fluren mit dem Taue seiner Wasser zu beglücken,
Als das: „Friede sei mit euch!“ sanft aus des Mittlers Brust
erklungen,
Das als weiße Segenstaube sich durch alle Welt geschwungen.

Und der Friedensgruß entschwebet fort und fort der Kreuzesfahne,
Und erfüllt die Pilgerhütten bis zum fernsten Ozeane;
Allher jauchzen Dankesharfen drum dem heiligen Osterfürsten,
Und der läßt, in seiner Sehnsucht nach dem Heil, kein Herz
verdürsten!

Alleluja, überwältigt ward der Tod mit seinem Schrecken,
Und sein Abendläuten kann nur Heimweh nach dem Himmel
wecken;

O, er naht dem Müden nicht mehr, um mit Qual ihn zu verletzen,
Flügel gibt er ja den Seelen, sich zum Lichte zu versetzen!

Alleluja! In die Brust uns wehn von droben Friedenslüfte,
Und es neigen Lichtgestalten sich in dieses Staubgeklüfte;
Und sie künden den Getrennten dort das sel'ge Wiederfinden,
Wenn sie hier mit Glaubensrosen ihre Pilgerzeit umwinden!

Knüpfen wir das Lebensschifflein drum ans Kreuz fest, ohne
Zittern,
Und kein Wolken Schlag des Sturmes wird das Fahrzeug uns
zersplittern;
Uferwärts wird es die treue Hoffnung leiten, die kein schwanker
Schilfrohrstengel ist dem Glauben, sondern stets ein Rettungs-
anker!

Und die Stunden lächeln goldklar, und im Herzen wird es stille,
Wenn darin des Strebens Schwingen hebt allein der
Christuswille;

Und die Zeit entfließt uns freundlich, gleich dem Klang von
einem Liede,

Das harmonisch ausgeklungen und verhallt im Blumenriete!

Frühling, Frühling wird es nun bald!

Plauderei von Schw. Engelberga

Wenn im Lenz die Donner rollen,
Freut's mich, wie die Windsfahne ächzt,
Und im Herbst, wenn auf den Schollen
Abends spät ein Rabe krächzt. — —

Doch, was kann mein Herz erweitern,
Wie der erste Finkenschlag,
Wie der Lerche Lied am heitern,
Ersten, schönen Frühlingstag. (Lingg.)

Hier in Ost-Afrika beginnt der Frühling im August; er gleicht den Monaten April und Mai in Europa, und es hat seinen eigenen Reiz, wenn man das neu erwachende afrikanische Naturleben belauscht. Zwar kennen wir hier keinen eigenen Winter mit Eis und Schnee, es ist immer grün rings herum, aber doch ein oft frostiges Wetter in der Masika- oder Regenzeit, und man sehnt sich nach des lieben Frühlings Erwachen.

Seine ersten Boten sind auch hier die lieben Herrgottsvöglein. Schon am frühesten Morgen hallt und klingt ihr Sang weit hin über Täler und Baumwipfel, am Waldesfaum und Bachesrand. Ein afrikanischer Vogel, der Lerche nicht unähnlich, erhebt sich morgens jubelnd in unerschöpflichen, zwar etwas kreischenden Tönen in die Luft. Und der Schall dieses Jubilierens dringt bis zur Kirche und bis hinauf auf die Veranda im ersten Stock des Schwesternhäuschens in Kilema. In den Wipfeln der hohen Bäume singt, zwitschert und schwirrt es, daß es eine Freude ist.

Am Bächlein, und wo sich eben eine kleine Wasserrinne im Garten befindet, schwingen sich graziös von Stein zu Stein, von Ufer zu Ufer die Bachstelzen in ihrem hübschen grau, schwarz und weiß gefärbten Federkleidchen. Und die winzig kleinen Rotschwänzchen und Rotkehlchen lauschen und spielen immer in ganzen Scharen auf dem Boden herum und kommen bis zur Rüchentüre, um etwas zu naschen. Die munteren Schwalben aber fliegen gleich vornehmen Dämchen in ihrem dunkelblau schimmernden Schleppkleide, setzen sich ganz ungeniert auf das Veranda-Gitter, lustig die Umgebung beäugelnd. Im warmen Sand rollt sich wohligh die Natter, und auf den Steingeröllern liegen oder laufen Eidechsen und haschen nach Fliegen. Der Zitronenfalter schwebt über all dieses hinweg, und der auf- und abfliegende Brummkäfer hat es auch wichtig und freut sich seines Lebens. Die Wildtauben haben ihre Herberge bezogen in den schattigsten Baumwipfeln, und es geistert in

den dunklen Zweigen. „Ruckeruku, ku-ku=ru=ku“ schallt's in angenehmer Weise aus der Ferne.

In der Luft summen Bienen und sammeln Honig aus den weißen Glockenblumen; dazwischen schwirren und schweben die zarten blaugrün schimmernden Honigvöglein in ihrem seidenen Kleidchen und hängen an den Blütenkelchen. Und die ganze herrlich befiederte tropische Vogelwelt ist lustig und heiter und singt, jedes nach seiner Weise um die Wette.

„Saatengrün, Veilchenduft,
Lerchenwirbel, Drosselschlag,
Sonnenregen, linde Luft;
Wenn ich solche Worte singe,
Braucht es dann noch große Dinge,
Dich zu preisen, Frühlingstag!“

O Frühling! Du erfrischest den Geist, du erfreuest das Gemüt, du spendest auch kräftige Heilmittel den Schwachen, Gebrechlichen und vom Winter Verwundeten.

Aber nicht nur die munteren Stimmen der afrikanischen Vogelwelt verkünden die Ankunft des Frühlings; auch im Leben der Flora hat das Keimen, Knospen und Blühen auf einmal angefangen.

„Aperi — Öffne!“ Das ist vom Schöpfer die Mahnung, die er dem Frühling seit Jahrtausenden gegeben, und er hat sie bisher getreulich erfüllt. Eine holde Pförtnerin mit einem goldenen Schlüsselbund, die Primula oder der Himmelschlüssel, begleitet ihn sorgsam durch die Reviere.

„Frühlingserstling: Primula,
Sei willkommen, Viktoria!
Deine goldenen Schlüsselein,
Frühgeweckt vom Sonnenschein,
Öffnen weit das Frühlingstor,
Daß der Blumen bunter Chor
Ziehet ein aus Ost und West
Zu dem frohen Frühlingsfest!“

Das liebliche Maiglöckchen, das den Frühling einläutet, ruft: „Wachet auf und blühet!“ Das holde Blauweilchen lugt aus seinem Blättergrün und duftet weit und breit. Die grünen Wiesen sind bald mit weißen Sternblumen und gelben Himmelschlüsseln besät. Berge, Hügel, Sträucher, Bäume, Palmen und Federn prangen im frischen, zarten Grün.

Anwillkürlich kommt mir der herrliche Psalm 148 in den Sinn: „Lobet den Herrn, ihr Berge, Hügel, ihr Fruchtbäume und alle Federn! Ihr wilden Tiere und alles Vieh, ihr Gewürm und gefiederten Vögel!“

Ja, ja, der Frühling ist gekommen, alles liegt im frischen Duft still, sehrend, erwartend — endlich ist der Wonnemonat

angebrochen. Freilich hat er bei uns in Afrika nicht den lieblichen Namen „Mai“, aber doch ist unser Frühlingsmonat August ebenfalls mit einem herrlichen Muttergottesfeste in Verbindung. So können auch wir sagen und singen: „Maria, Maienkönigin, Dich will der Mai begrüßen! O, segne seinen Anbeginn und mich zu Deinen Füßen!“

Es neigt sich der Tag. Der Abendwind streicht im roten Abendlicht über all die Kaffeebäumchen und bewegt ihr glänzendes Blätterwerk, mit Beeren behangen, in leisen Wellen — da ist's, wie wenn ich im Säufeln Stimmen höre von andersgearteten Wesen, die über den Frühlingsseinzug lispeln.

Das bescheidene, unscheinbare Wiesenblümlein erzählt jedem Abendfalter, was heute alles geschehen, und das duftende kleine Waldmeisterkräutlein in seiner Geschäftigkeit rezitirt noch immer:

„Ach, wenn es nur immer, nur immer so blieb',
O Mai'zeit, wie bist du so wonnig, so lieb!“

Schon hat sich die laue Nacht um Busch und Gipfel gelegt; der Halbmond steigt herauf wie eine Sichel aus lichtigem Silber, der Himmel ist rings so hell und rein, kein Wölkchen nah und fern; das letzte, leise Abendlied eines Vögleins aus weiter Ferne ist mit dem Angelusläuten verhallt, denn hier in Afrika gibt es keine Dämmerung; schnell bricht die Nacht herein. Alles still, doch halt — dort fliegen noch schöne, leuchtende Johanniskäferchen oder Johanneswürmchen, welche der Legende nach dem heiligen Johannes sein Licht verdanken. — Es war zur Frühlingszeit, als Johannes durch Gras und Blumen am Saume eines Bächleins dahin schritt und sich all dieser Herrlichkeit erfreute. Ach, dachte er, wie alles sich des Lebens freut, jedes Würmlein selbst, und trüg es noch so ein schlechtes Kleid. Wie er so sinnend dahin geht, sieht er plötzlich zu seinen Füßen ein Würmlein, klein und unscheinbar, fast hätte er's zertreten. Liebevoll bückt er sich zu dem Tierchen herab, hebt es auf und setzt es auf eine Blume, indem er sprach: O lebe nur weiter, für dich blüht auch die Frühlingsflur. Von dieser Stunde an leuchtet das kleine Würmchen in abendlicher Stunde mit einem wundersamen milden Licht. Auch wuchsen ihm, seit es des Heiligen Hand berührt, Flügel, die es durch die Lüfte trugen; nicht länger brauchte es im Staube zu kriechen.

„Und durch's Gebüsch bei lauer Nacht
Zieht's hell — ein blitzender Smaragd;
Auf Blumen liegt es weit und breit,
Wie lichte Sternlein hingestreut!“

Ja, wie lichte Sternlein fliegen diese Johanneswürmchen jetzt durch's dunkle Gebüsch, ein lieblicher Anblick.

Der Mond gießt sein Geisterlicht in reichen Strömen in dieser klaren Frühlingsnacht auf die Zweige der kleinen Kaffeepflan-

zung vor unserm Schwesternhause, und er beleuchtete nun auch die tief unten liegende Steppe wie ein graues Meer, weit ausgebreitet.

Nun muß ich wohl meine Plauderei über den Frühling beenden, obwohl ich noch lange nicht fertig wäre, denn ich sehe und höre immer wieder etwas Neues in den Wunderwerken Gottes. Soeben zirpt in meiner Nähe eine Grille: Zipp, zipp, zipp, zipp, Gott ist gut, Gott ist gut, klingt's mir im Ohr, einstimmend mit der Grillen Chor, und meine Betrachtung über den Frühling will kein Ende finden.

Frühling in der Natur, Frühling auch im Menschenleben. Kindheit und Jugendzeit, die so viel verheißende, aber leider oft so nutzlos und traurig vergeudete Frühlingszeit — welche keine reisende Sommer- und gesegnete, fruchtbringende Herbstzeit zur Folge hatte; — wie traurig muß solch ein Lebenswinter ohne Ewigkeitswerte sein! —

Weber sagt: „Der Jüngling genießt der Gegenwart weit weniger, als der Alte der Vergangenheit, zumal, wenn solche edel und schön gewesen ist.“ Und ein anderer großer Dichter sagt: „Wer unverlezt im Herzen noch den Traum der Jugend trägt, wen Nimbus der Begeisterung noch umstrahlt, der, der ist jung, der lebt im ew'gen Frühling, mag Silberhaar um seine Schläfe spielen.

Das Alter ist eine schöne Krone, man findet sie auf dem Wege der Tugend, Gerechtigkeit und Weisheit. Sie ist geschmückt mit silbernem Edelweiß mit ewigem Frühling samt reifer Frucht.

„Himmelschlüssel heißest du;
Rufest freundlich mir auch zu,
Daß der Glaube nur allein
Früh bewähret, treu und rein
Mir erschließt die Himmelsport'
Und den ew'gen Frühling dort,
Deine Blume wunderhold
Färbt des Glaubens Kronen Gold.“

z

„Abel“ in England

Ein Kaufmann Namens Abel, kürzlich von London nach Berlin zurückgekehrt, äußerte gegen seine Freunde: England hat mir gar nicht gefallen, weil sie mir nich aussprechen können. Schreib' ich mir Abel, sagen sie Ebel; schreib' ich mir Ebel, sagen sie Ibel; schreib ich mir Ibel, sagen se Eibel, und schreib' ich mir Eibel, sagen sie wieder Ibel.

s

Die franke Lieblingsfrau des Nasaro-Bin-Said

Zanzibar

Nasaro-Bin-Said war ein reicher Araber drunten in Zanzibar. Er hatte sieben gesunde und eine kranke Frau. Diese letzte war ihm die liebste. Daher zog große Traurigkeit in seine Türkenseele. Er ließ seinen Kopf mit dem Turban tief hängen und sann nach Hilfe. Bei jedem neuen Gedanken ging der lange Bart verneinend hin und her. Doch einmal blieb dieser weiße Bart stehen wie ein Ausrufzeichen. „Ich hab's“, sagte er, klopfte mit der rechten Hand erst an seinen behäbigen Korpus, mit der linken piff er durch die Finger. Der Diener kam. „Abdul, den besten Esel und den schönsten Sattel!“

Nach einer Viertelstunde eilt er bereits in muselmännischer Feierlichkeit nach Walezo bei Zanzibar. Vor dem Aussäzigenheim zog er am Zügel, stieg vom Tier und rief ins Haus. Schwester M. Friedberta guckte nach dem Störenfried. Sie traute ihren Augen kaum. Ein langbärtiges Geschöpf in weißem Überwurf schlug die Hände vor der Brust übers Kreuz und steckte den Kopf sich tief verbeugend schier in den heißen Sand. Die Schwester verstand etwas von Frau, von seiner Frau, von seiner Lieblingsfrau und von schwerem Kranksein und sie solle kommen. Die Schwester hatte schon zuviel von den Launen der Moslem und ihrer Lebenslust gehört, als daß sie ihm hätte zunicken können. Der andere aber ließ nicht locker, verdrehte die Augen, machte drollig rührende Komplimente, bückte sich ein dutzendmal wie in der schönsten Moschee des heiligen Allahreiches. Lächelnd zeigte er mit dem Finger auf einen zweiten Esel, den er mitgebracht hatte. Auf dem dürfte die Schwester reiten, wenn sie mitgehe. Diese aber rief von der Ferne aus der Türe zu: „Ihr seid reich, habt Gold und Perlen am Gewand. Geht zu einem Doktor. Der untersuche dein Weib. Dann kann er sie kurieren.“ Wie von einer Viper gestochen fuhr der Türke zur Höhe. Diese Viper hieß Eifersucht. Kein Mann hat seine Weiber je gesehen. Und jetzt solle er sie fremden Blicken preisgeben? Sperrte er sie deswegen in den Harem wie in einen Käfig? Vergitterte er deswegen mit Kreuz- und Querholzstäben die Fenster und verhing er jedes Loch mit Fegen und Schleier, daß jetzt so ein kaffrischer oder europäischer Bengel durch die große Türe ins Heiligtum der Kemenate komme. Nein, nein, nein. Er pustete wie ein Nashorn. Nein, lieber soll sie . . . soll sie . . . sterben.

Bei diesem Worte wurde die Schwester weiß bis in den Mund. Sie sah etwas wunderbar Schönes, das in Schmutz und Elend zu versinken drohte. Das war eine unsterbliche Seele. Die unsterbliche Seele der Lieblingsfrau des Nasaro-

Bin-Said. „Ja, ich komme.“ Eine heilige Sehnsucht, etwas recht Großes für Gott zu tun, jagte ihr das Wort über die Lippen. „Wie weit ist es zu Euch?“

Der Araber kaute an seinen Fingern, damit die Schwester seine Lüge nicht sehen sollte. „Eine Stunde.“

„Gut, schicke morgen jemand, der mich abholt, dann werde ich gegen 11 Uhr kommen.“

Am frühesten Morgen wartete in Walezo bereits ein schwarzer Bube auf Schwester Friedberta. Diese ging rasch noch in die Kapelle und betete.... Jesus.... aus Liebe zu Dir.... und eine Seele laß mich retten....

Dann nahm sie noch eine zuverlässige Frau und einen handkräftigen Mann mit und machte sich auf den heißen Weg. Berg auf, Berg ab ging es fast. In die Fußspuren des Sandes fielen manche schwere Schweißtropfen. Der schwarze Bube lachte manchmal verschmizt aus seinen buschigen Brauen.

Nach einer Stunde hob die Schwester suchend den Kopf in die Höhe. „Wo ist denn das Haus?“ „Da drüben.“ Der schwarze Schelm zeigte zu einem Kokosnußwald hinüber. „Wir gehen doch schon über eine Stunde.“ „Und haben halben Weg“, kam es in schlagfertiger, schöner Frechheit von den schmunzelnden, schwulstigen Negerlippen. Was blieb anders, als nun doch weiter zu pilgern. Um einer unsterblichen Seele willen läßt man sich eine türkische oder auch eine kassrische Lüge in Gottes Namen auch noch gefallen. Ein Meer von duftenden, flammenden Nelken lohnte das Opfer.

„Yote mali wa Baba yangu!“ Mit welch leuchtendem Stolz der Bube das aus seinem hellen Gesichte sagte: „Das alles gehört meinem Vater!“ Und das Haus tauchte auf. Eine scheckige Prozession weißer, schwarzer und brauner Menschen kam entgegen. Mit ihren neugierigen Blicken fuhren sie an der Schwester wie mit rohen Fingern auf und ab. So ging es bis ans Haus. Das war ein echter, türkischer Bau mit viereckigem Sockel und vorspringendem ersten Stock, an dem sich die holzgittrigen Fenster wie dichtverschleierte Gesichter ausnahmen.

Vor der Türe stand ein schwarzer Wichtigtuer. Er schob die Schwester freundlich hinein, wiegte prüfend und gnädig den Kopf, ließ die Frau noch mit — bis zum Mann reichte seine Herablassung nicht mehr. Vor diesem schob er seinen Arm hin, wie eine Eisenbahnschranke.

So war die Schwester ohne den Schutz des Begleiters im Türkenhause wie in einer Falle. Es wurde ihr nicht bloß zweierlei und dreierlei! In einem Prunkraum mit Teppichen, Polstern, schönen Büchern, geschnitzten Wänden und feinem Dufte mußte sie warten. Es war der Betraum, wo man aus dem Koran, dem Evangelium der Türken, las. Das wohlthuende Rasten auf den Kissen beruhigt auch ihr unheimliches Gefühl. Bald wurde es lebendig. Die mohamedanische Begrüßung be-

gann. Zuerst kamen Kinder in allen Farben einer Malerpalette gelaufen. Dann eine Kompanie von Frauen, Kinder auf den Rücken gebunden. Lauter ausgediente Frauen des Nazaro. Das Herz konnte einem im Leibe bluten. Jedes eine unsterbliche Seele! Und nichts von Glaube und Taufe. Über die Schwester kam der Eifer eines Missionars. Ein Netz von Fischen gibt's hier zu fangen, wenn diese Fische nur anbissen! Die zweite Hälfte des Sazes dachte sie mit einem bitterkomischen Lächeln. Mitten in das Lächeln hinein ging die Türe auf. Schwester Friedberta wurde zur kranken Lieblingsfrau des Nazaro-Bin-Said gerufen. Ein Bild düsterer Pracht bot sich den Augen.



Handarbeitsausstellung von unserer Schule in Zanzibar
Weihnachten 1930.

Alles in schwerer Kostbarkeit! Teppiche, Kissen, Seide und Gold. Die Frau lag in blütenweißen Decken. Aber doch nur ein goldener Käfig. Eine vergitterte Herrlichkeit und eine herrliche Sklaverei! Das ist das Los dieser Frau! Und das Los der übrigen abgedankten Frauen, die der reiche türkische Mann zwar nicht verstieß, wie es andere Muselmanen machten, sondern denen er als Gnadenbrot jeder eine kleine Küche und einen Raum für sich und ihre Kinder anbot. In dieser seidenen Pracht lag eine todkranke Frau. Mit dem scharfen Auge eines Arztes erkannte die Schwester die Gefahr des nahen Todes. Die Patientin bettelte mit großen fieberhaften Augen um Gesundheit. Die Schwester kühlte ihr Schläfen und Stirn, fühlte den Puls, rechnete für sich hin, dachte über zwei Arzneien nach, eine für den Leib, die andere für die Seele.

„Morgen werde ich die Medicinen schicken“ sagte sie und betete einen heimlichen Segen über die aufhorchende Frau.

Am nächsten Tag horchte diese Frau nicht mehr auf. Sie war tot. Schwester Friedbertas Seele wurde traurig wie das Herz eines Enttäuschten. So soll sie ohne jede Ernte wieder aus dem Hause gehen? „Nein“ hörte sie wie aus einer Ewigkeit ins Ohr klingen. Man reichte ihr das schwerkranke Kind dieser Frau. Der Tod, der eben mit seinen dürrern Fingern über das Gesicht der Mutter gestrichen hatte, hungerte auch nach diesem kleinen Leibchen. „Gleich“, sagte die Schwester ganz für sich hinein und schüttete das heilige, sündentilgende Wasser der Taufe über den weichen Menschenscheitel. Das Wasser und die letzte Träne, die dieses Kind weinte, flossen gnaden- und seligmachend zusammen.

„Wenigstens eine Seele gerettet!“ jauchzte die Missionschwester über den Heimweg hin.

Und um einer Menschenseele willen müßte man selbst um die ganze Erde laufen!

3

Ahrenlese

I.

Riboscho

Destern stand vor der Türe. Eine General-Hausreinigung wurde vorgenommen; unsere Mädchen waren fleißig, kein Gräslein durfte mehr auf dem Wege sein. Ich ging zufällig bei diesen arbeitsamen Bienen vorbei, als eines der Mädchen sagte: „Ach, laß doch dieses Unkraut, es sieht's ja niemand.“ — „Nein, nein,“ antwortete die andere, „was wird der auferstandene Erlöser sagen, wenn er das sieht?“

Ist das nicht beschämend für manchen Christen, der die Taufgnade schon in der Wiege empfing!

Ich ging meinen Weg weiter, um einen Bananenstamm zu suchen, denn wir mußten unsere Osterkerze selbst fabrizieren. Dieser Bananenstamm wurde ausgehöhlt, so daß nur die äußere Baumrinde blieb, unten wurde dieselbe verstopft und oben das fließende Wachs hineingegossen. Das ist afrikanische Kerzenfabrikation in der Not!

Nachmittags wurde ich zu einer sterbenden Frau gerufen; um 3 Uhr habe ich ihr die Nottaufe erteilt; um 4 Uhr stand sie schon, mit der Taufunschuld geschmückt, vor dem verklärten Heiland und überbrachte ein tausendfaches „Alleluja“ von uns allen.

Unter den vielen Kranken und Bresthaften, die ich während meiner früheren Wanderungen im Uruland fand, war auch ein mondsüchtiges Geschöpf, ein elfjähriges Mädchen. Ohne Beklei-

dung saß es auf einem Haufen Bananenblätter. Es war ein schwüler, drückender Tag; ich bekleidete es mit einem Lendentuch und reichte ihm meinen Proviant. Alle an das Kind gerichteten Fragen blieben unbeantwortet. Das Mädchen schaute mich nur starr an.

Von meiner Begleiterin, einer christlichen Ehefrau aus dem Uruland, erfuhr ich, daß die Mutter dieses armen Kindes vor einigen Monaten beerdigt wurde; die Geschwister betrachteten dieses Familienglied als ein Stieskind der Schöpfung und boten alles auf, dieser Last entledigt zu werden.

Salutsche, so hieß das Kind, war bereits zu einem Skelett abgemagert. Auf meinen Vorschlag, daß ich das Kind mit nach Riboscho nehme, war der herbeigerufene Bruder sofort eingegangen.

Inzwischen zog am Himmel ein schweres Gewitter herauf; mit Grauen blickte ich in das Tal. Es war nahezu 3 Uhr nachmittags; obgleich ich in dieser Gegend nicht mehr fremd war, konnte ich doch an kein Übernachten denken. Wollte ich warten, bis sich das tobende Wetter gelegt, so überraschte mich die Nacht mit dem geistesschwachen Kind. Also vorwärts! Der Donner rollte, der Hagel fiel in Schlossen nieder, und der Sturm brach Bäume entzwei und versperrte uns den Weg. Endlich fanden wir weiter unten ein Obdach in der Hütte eines Heiden, welche am Wege lag. Sobald das Unwetter ein wenig nachließ, wurde wieder aufgebrochen. Nun hieß es: hinunter ins Tal! Der aufgeweichte Lehmboden machte den Pfad schlüpfrig, und trotzdem ich mich Schritt für Schritt an den Wurzeln und Sträuchern, die dem Rain entlang wucherten, anklammerte, gab es dennoch Rutschpartien — mehr als man ahnte. Meine Begleiterin war mit Salutsche hinter mir, und sie hatte ihre liebe Not, das schwache Kind legte sich oft auf den Boden, wie ein Sack.

Mit Gottes Hilfe waren wir endlich unten am Fuß des Berges, und der Himmel lüftete den Vorhang. Die Sonne kam wieder zum Vorschein und trocknete die durchnäßten Kleider. Ein farbensprühender Friedensbogen dehnte sich majestätisch am Firmament aus; Millionen Regentröpfchen glänzten auf jedem Strauch, gleich Dankeströmen für den Segen, den der Herr über dieses Land ausgegossen hatte. Bald wob die Dämmerung ihren Schleier; auf leisen Fittichen schlich die Nacht herein, und wir drei Wanderer waren indessen in Riboscho angelangt im trauten Klösterlein.

Im Kinderschlafzimmer war ein endloses Schauen. Der neue Zögling ist ja stumm und taub, schmunzelte eines nach dem andern, denn Salutsche hatte noch mit keinem Wörtchen ihr Schweigen gebrochen. Manche der noch ungetauften Mädchen wollten sich anschicken, die Mission zu verlassen, weil sie

meinten, die Krankheit von Salutsche sei erblich. So kamen vierzehn schwere Tage. Salutsche fügte sich niemand; sie schaute immer nur ins Blaue. Das Kleid, welches wir ihr angezogen, lag immer wieder in irgendeiner Ecke. Ich übte keinen Zwang auf sie aus. Allmählich merkte ich, daß sie stolz darauf sei, ein Lob zu bekommen, und daß man ihrer Person und ihrem Tun Aufmerksamkeit schenke. Das Beispiel der Kinder, das sie vor sich hatte, ferner Ermutigungen und kleine Belohnungen weckten in ihr allmählich die Lust zur Arbeit. Bald hatte sie sich am Reinigen der Wege und später auch an allen Arbeiten beteiligt. Rührend war es zu sehen, mit welcher Sorgfalt sie gewisse Dinge verrichtete, die sie gelernt, so z. B. das Ordnen der Blumen- und Gartenbeete. Bald warf sie auch die Kleidung nicht mehr weg, sondern achtete nach und nach sehr darauf, anständig bedeckt zu sein.

Zwei Jahre sind nun verflossen, bis die Umformung ihres Charakters so weit vor sich ging. Nun spricht und scherzt Salutsche wie die andern. Mit der körperlichen Beschäftigung, mit dem Wohlergehen und Selbstgefühl, die ihr ihre Leistungen eingeblüht, ging auch eine günstige Veränderung ihres Seelenlebens Hand in Hand. So wurde aus diesem halb vertierten Geschöpf ein christliches Mädchen, das seinen bescheidenen Platz im Leben ausfüllt.

II.

An einem stürmischen Märztag wanderte ich mit zweien meiner Schüler eiligst hinaus in eine weit entfernte Katechetenstelle. In deren Nähe lag ein todkranker Knabe.

Nachdem wir die Nebenstation Umbwe mit einem armseligen Lehmkirchlein hinter uns hatten, ging es durch wohlgepflegte Plantagen, bis wir endlich vor der Hütte des Kranken standen. Die Leute waren noch Heiden. An der offenen Türe stand ein Mann mit blitzenden Augen, der Vater des Kindes. Ich grüßte und erhielt zur Antwort: „Was suchst Du hier?“

„Dein krankes Kind“, erwiderte ich freundlich.

„Hier ist niemand krank“, tönte es aus der mit Rauch angefüllten Hütte. „Wer hat Dir gesagt, daß hier jemand krank sei?“

„Die Leute.“ Der Ausdruck des Zornes zeigte sich noch heftiger auf dem Gesicht des Wilden.

„Mein junges, lustiges Büblein soll sterben!“ schrie nun der Mann. „Er ist nicht da!“

Ohne weiteren Wortwechsel kroch ich in die Hütte. Zuerst hatte ich nach Atem zu ringen, denn der Qualm ging mir in die Augen, so daß ich nichts sehen konnte. Dann warf ich die rauchenden Holzscheite zur Türe hinaus und setzte mich auf den Boden. Niemand wehrte es mir. So saß ich eine kleine Weile da. Nun regte sich dort an der Blätterwand etwas; ich ging

hin und fand ein etwa achtjähriges Büblein, schmutzig und abgemagert, zum Erbarmen. Es schien, daß der Kleine schon lange kein Wasser mehr gesehen. Die Eltern sahen gar nicht, wie schmal das Gesichtchen und wie mager die Gestalt war. Ich gab dem Kind meine Frucht, und es fragte mich ängstlich: „Muß ich sterben?“

„Im Himmel tut Dir nichts mehr weh, mein Kind“, antwortete ich.

„Ja, wenn das ist, so will ich gerne sterben“, erklärte der Kleine.

„Wird man dort so plötzlich gesund?“, fragte er wieder.

„Ja, aber Du mußt getauft sein, sonst kann Dich der liebe Gott nicht in sein schönes Haus hinein lassen.“

„Ja, ja, das will ich.“

Nun beteten wir das Glaubensbekenntnis, und die Miene und Haltung meiner zwei christlichen Begleiter zeigten der Mutter, daß es feierliche Augenblicke waren. Statt des verächtlichen Trozes dämmerte nun im Herzen der Heidin die Gnade Gottes. Sie kam näher, nahm das Kind auf ihren Schoß, bis ich ihm das heilige Taufwasser über seine Stirn gegossen hatte. Der Knabe schlug die Augen auf und schaute mich freundlich an. Die Mutter aber gedachte vergangener Schmerzen und schrie laut auf: „Wer soll nun die Ziegen hüten? Wer soll mir nun Wasser holen? Wer soll nun die Hüttensteuer verdienen?“ usw.

Während die Frau so laut wehklagte, sah ich, wie das Lebenslicht des Kleinen allmählich ganz still und leicht erlosch, und kniend besprengte ich ihn mit Weihwasser. Dann zeigte ich den durch das Geschrei herbeigeeilten Nachbarn den Platz, wo die Überreste bis zur Auferstehung ruhen sollten und schüttete das Fläschchen Weihwasser darüber hin.

Froh traten wir unsern Rückweg an.

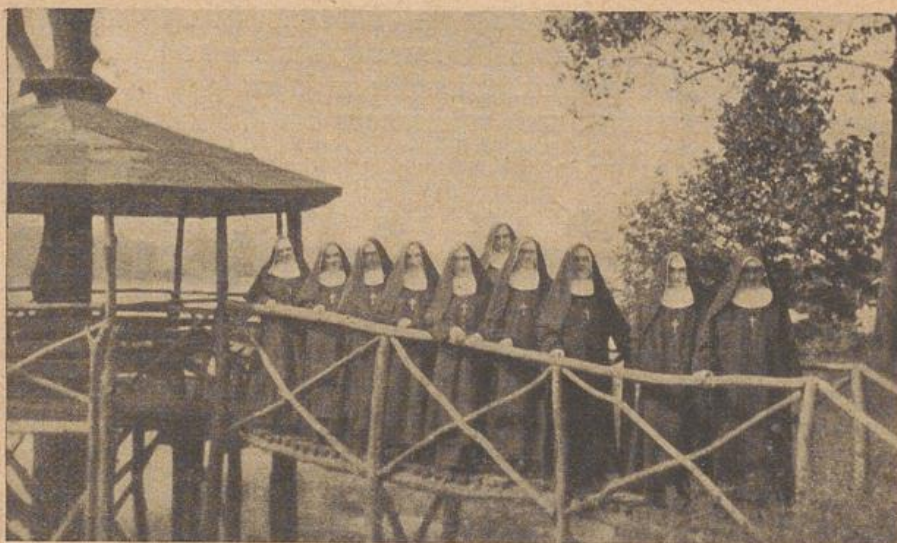
Unzählige solch armer Wesen liegen im dumpfen Kraal versteckt; kommet darum, Ihr mitleidigen Seelen und eilet zu Hilfe, diesen armen Schwestern und Brüdern das Himmelreich zu erschließen!

z

„Das goldene Kalb.“

Einst witzelte einer: „Es gibt keine Ewigkeit; denn die verschiedenen Seelen wandern und leben in den Geschöpfen fort!“ — „Ich weiß, wie ich einst das goldene Kalb war.“ Da antwortete ihm ein Bauersmann: „Das sieht man Ihnen noch an; das Kalb ist geblieben, das Gold aber haben Sie verloren.“

z



Unsere Schwestern in Princeton, N.-Amerika.

Matanda der Krüppel

Von Schw. Octavia

Matanda lebte ein ruhiges, zufriedenes Leben. Von seiner frühesten Jugend an hütete er die Ziegen seines Vaters. Jeden Morgen verließ er in aller Frühe den Kraal, um für seine Herde zu sorgen. Während seine Geschwister zu Hause im schmutzigen Kraal sich zankten, lag er im Schatten eines Mimosabusches und vertrieb sich die Zeit, so gut er konnte. Als Matanda größer geworden, luden ihn seine Brüder ein, mit zu den Minen zum Arbeiten zu gehen. Matanda weigerte sich und zog vor, die Ziegen seines Vater weiter zu hüten.

Das ruhige, friedliche Leben des Matanda sollte aber doch bald gestört werden.

Es war an einem heißen Sommertage, abends, bevor er seine Herde heimwärts trieb vom Fluß, als er plötzlich durch den Schrei einer Ziege auf eine Gefahr aufmerksam gemacht wurde. Er lief sogleich zu der Stelle hin, und zu seinem größten Schrecken sah er eine seiner Ziegen im Maul eines großen Krokodils. Er war sich bewußt, daß es recht sei, ein Krokodil zu töten, wenn es seiner Herde gefährlich war. So nahm er denn einen Stock und versuchte sein Bestes. Ein schrecklicher Kampf entstand nun zwischen Matanda und dem Krokodil. Er wurde so von dem Tier hergenommen, daß er nicht mehr gehen konnte, und auf Händen und Füßen kroch er noch am späten Abend nach Hause.

Für viele Tage war er gezwungen, im Bett zu bleiben, und man sagte allgemein, daß er wohl nicht mehr gehen würde, denn seine Glieder waren fast alle gebrochen. Er wurde aufs

beste gepflegt, und es dauerte auch gar nicht so lange, und Matanda konnte mit Hilfe eines Stockes wieder herumhüpfen, obschon an eine vollständige Genesung nicht zu denken war. Bei allem Unglück verlor Matanda seinen guten Humor nicht, und eines Tages in der Nacht wurde er aus einem tiefen Schlaf geweckt durch das Rufen eines Geistes: „Matanda! Matanda!“ Er wachte auf, und auf die Frage, wer ihn gerufen hat, kam die Antwort: „Ein Geist der Luft.“

„Da Du die Kraft Deiner Glieder verloren hast, möchte ich Dir mitteilen, daß Du nun die Kraft besitzen sollst, alle Leute glücklich zu machen.“

„Es ist gut“, sagte Matanda, „aber werde ich niemals mehr besser werden?“

„Es ist nur ein Weg, der Dir helfen kann, und das ist eine Wallfahrt zu dem Flusse der Gesundheit zu machen und dich darin zu baden.“

Matanda wollte noch weiter fragen, aber der Geist war verschwunden. An Schlaf war nicht mehr zu denken, denn er dachte nur noch an die Worte des Geistes. Am andern Morgen machte er den Entschluß, die Reise zu dem Flusse zu machen und sprach darüber mit seinen Freunden. Diese rieten ihm ab und meinten, es sei nur Verschwendung der Zeit. Er aber wollte nichts von alledem hören, sondern machte sich reisefertig. Seine Reise war lang und beschwerlich, und überall, wo hin er kam, erkannte man ihn als den „Krüppel mit dem Herzen von Gold“. Die Aussage des Geistes war wahr, denn alle Leute in seiner Umgebung machte er glücklich.

An einem schönen Abend, als er die Straße entlang ging, hörte er aus der Nähe das Brüllen eines Tieres. Er hatte schon früher gelernt, den wilden Tieren aus dem Wege zu gehen, und deshalb schaute er ruhig und mit großer Vorsicht durch den Busch. Da, gerade vor ihm erblickte er einen großen Leopard, der ihm regungslos ins Auge schaut. Es war zu spät, um die Flucht zu ergreifen, und deshalb blieb er auch stehen und schaute dem Leopard fest ins Auge. Dieses hatte den gewünschten Effekt, denn bald darauf ging der Leopard seinen Weg. Matanda schaute ihm nach und bemerkte, daß er auf drei Beinen ging und die eine Pfote in die Höhe hielt. Matanda folgte dem Leopard, klopfte ihm auf die Schulter, hob sein lahmes Bein in die Höhe und zog einen großen Mimosaorn heraus. In einem Moment war alles geschehen, mit einem kleinen Schrei vor Schmerzen war alles vorbei, und Matanda und das Tier schauten sich gegenseitig an, und jeder von ihnen verstand, daß Leiden ihr Anteil war.

Es war bei dieser Gelegenheit, daß Matanda erst recht einsah, was für eine wundervolle Gewalt er besaß und fühlte, daß der Geist die Wahrheit gesprochen.

Zu einer andern Zeit, als er ruhig gegen Abend seinen Weg machte, hörte er plötzlich aus der Nähe eines Hügels ein Stöhnen. Er merkte auf, um zu hören, von welcher Seite das Stöhnen kam, als er plötzlich einen Mann, welcher wahrscheinlich vom Abhange herunter gefallen war, zwischen den Steinen liegen sah. Er stöhnte schrecklich, und Matanda sah gleich, daß dieser Mann einige Glieder gebrochen hatte. Er hob ihn vorsichtig auf und legte ihn in den Schatten eines naheliegenden Strauches. Nach einiger Zeit kam der Mann zum Bewußtsein, und obschon er viele Schmerzen hatte, dankte er Matanda für die erwiesene Hilfe.

Zum Glück stellte sich bald heraus, daß der Mann nur den Arm gebrochen hatte. Matanda legte den ersten Verband an, dann nahm er eine Kanne, ging an einen kleinen Fluß in der Nähe und holte für den Verunglückten ein wenig Wasser zum Trinken. Der Mann dankte ihm recht herzlich, und das Wasser brachte neues Leben in ihn. Matanda schaute in die Ferne und lächelte, denn er erinnerte sich der Worte des Geistes.

Als der weiße Mann getrunken hatte, schaute er unverdrossen auf die Kanne, die vor ihm stand; es schien, als hätte er den Verstand verloren. Matanda wurde etwas unruhig, weil er das Benehmen des Mannes nicht verstand, bis er die Kanne umstürzte und ein großes Stück Gold herausfiel. Der weiße Mann bat Matanda, bei ihm zu bleiben, denn er wollte den glücklichen Fund mit ihm teilen, aber der Schwarze hatte sein ganzes Leben nur mit seinesgleichen gelebt, darum verstand er nicht den Wert des Goldes. Er wollte weitergehen im Frieden, und es kostete dem Weißen viele Mühe, ihn zu bewegen, eine kleine Summe Geld für seine Liebe anzunehmen. Er brachte den Mann auf die nächste Farm, und dann verließ er ihn mit freudigem Herzen und setzte seine Reise fort.

Einen Augenblick beobachtete der Mann Matanda, welcher die Straße entlang hüpfte, und es war ihm, als ob Matanda in die goldenen Strahlen der Abendsonne ging. Als er ihm so nachschaute, wunderte er sich, daß dieser arme schwarze Krüppel nicht mehr von seinem Leben hatte.

Noch vieles andere geschah, als Matanda so seinen Weg durch das Land machte. Mit seinem Geld half er allen armen und kranken Kaffern in den Kraalen. Man kannte ihn überall, und wenn er in die Nähe eines Kraales kam, so wurde er vom Chief und seinen Leuten begrüßt. Alle riefen: „Heil dem Matanda, dem Krüppel mit dem goldenen Herzen!“

Um zu dem Flusse der Gesundheit zu kommen, war es notwendig, daß Matanda auch eine Strecke durch eine Wüste gehen mußte, wo kein menschliches Wesen sich aufhalten konnte. Viele Tage ging er durch diese Wüste; aber er wurde so schwach, daß er versucht wurde, sich zum Sterben hinzulegen.

Er machte sich jedoch selbst Mut und dachte über all das nach, was ihm schon auf seiner Reise begegnet war, und er kam zu dem Entschluß, daß die wahre Freude darin besteht, anderen Gutes zu tun und nicht nur an sich selbst zu denken.



Kapelle in unserm Kloster Theresianum, M. Gladbach.

Es war der vierte Tag seiner Reise durch die Wüste, als er am Abend beim Sonnenuntergang den ersten grünen Flecken vom Flusse der Gesundheit sah. Matanda blieb einen Augenblick stehen und freute sich über die schöne Aussicht und das

Wunder der Natur. Als er den Fluß erreichte, war die Sonne schon längst untergegangen; der Mond sandte sein fahles Licht über das stille ruhige Wasser. Matanda fühlte, daß er sich an einem wunderbaren Orte befand, jedoch war er der Meinung, erst am andern Tage im Flusse zu baden, damit er den ganzen Tag darin bleiben konnte, ohne sich eine Erkältung zuzuziehen. Er setzte sich am Ufer des Flusses nieder und verfiel bald in einen süßen Schlummer.

Während er träumte, kam der Geist wieder und rief ihn. Matanda antwortete, er sei bereit, er möge nun reden.

„Matanda,“ kam die Antwort, „Du bist am Flusse der Heilung angelangt, wenn Du Dich badest in diesem Wasser, werden Deine steifen Glieder wieder gut werden, aber bedenke, sobald Du gesund wirst, wird Dir die Gabe, die Leute glücklich zu machen, wieder genommen werden.“ Matanda wollte weiter fragen, doch der Geist verschwand wiederum und ließ ihn in seinem Kummer. Am nächsten Morgen beschäftigte er sich nur mit dem einen Gedanken, was zu tun sei: sollte er die Gabe, alle Menschen glücklich zu machen, behalten und lahm bleiben, oder sollte er gesund werden und diese Gabe verlieren. Den ganzen Tag beschäftigte er sich mit diesem Gedanken, und als die Sonne unterging, kam er endlich zu einem Entschluß. Man sah Matanda, den Krüppel, davoneilen; er ging in die Wüste der ganzen Welt mit dem einen Gedanken: alle Menschen glücklich zu machen!

✞

Uns' res Hauses Spruch

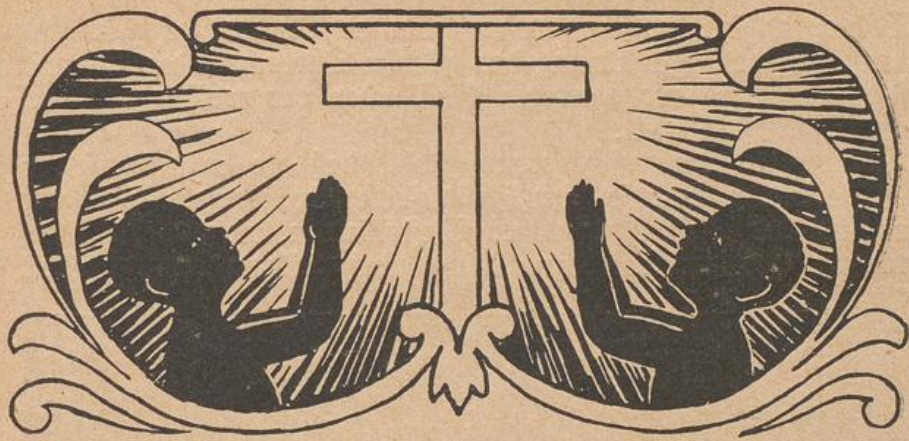
Kein brechend Glas ist unser Glück
Wie jenes Glück von Erdenhall --
Nein, unser Hort an treuem Glück
Steht felsfest im Zeitenschwall --
Und kennt ihr uns' res Hauses Glück?
Es ist sein Glaube hehr und mild,
Aus dem der Herzen Kraft und Licht
Und wandellose Liebe quillt.

✞

Gebetserhörungen

Dank der lieben Mutter Gottes, dem heiligen Joseph, dem heiligen Judas Thadäus und dem heiligen Antonius für Hilfe in verschiedenen Anliegen.
M. M. Paderborn.

Dem heiligen Herzen Jesu innigen Dank für Erhörung in einer besonderen Angelegenheit.
G. S.



F ü r d i e K i n d e r

Unter Palmen

Von Tante Engelfrieda

Seiß ist es heute, ganz schrecklich heiß, und die schwarzen Kinderchen haben sich alle in den Schatten der Palmen und Orangenbäume geflüchtet. Die Kleinsten spielen mit Sand und Steinchen; die Größeren machen leichte Schreibübungen auf ihrer Schultafel, und einige der älteren Mädchen, die neunjährige Lina und Stella, haben eine Schüssel vor sich und machen grüne Erbsen aus. Das traute, schattige Plätzchen ist ganz nahe bei der Küche, und Schwester Theatildis schaut von Zeit zu Zeit zum Fensterchen hinaus, ob es ihre kleinen Helferinnen auch recht machen und fleißig sind. Kleine Bübchen, noch im Kittelchen und Schürzchen, tragen ihr Kleinholz herbei; sogar der kleine dreijährige Königs-Kronprinz Ibrahim ist geschäftig dabei; er ist sich seiner königlichen Würde eben noch ganz unbewußt.

Auf dem Bänkchen sitzt Tante Engelfrieda und wird von dem kleinen, klugen Georg geplagt, recht schön auf die Tafel zu schreiben. Ja, was soll sie denn schreiben? Klein Gladys, sein sechsjähriges Schwesterchen, weiß es und sagt: „Salam sana kwa rafiki wetu, ndugu zetu wa Ulaya“, d. h. „Wir grüßen unsere weißen Brüderchen und Schwesterchen in Deutschland!“ Ja, jetzt ist's recht! Die Tante schreibt, und Georg muß die Tafel halten, wobei ihm der gutmütige, aber etwas dumme Michel helfen muß. „Nun stillgestanden, bitte freundlich, — brrr! danari fertig!“ So, jetzt muß das Bild von den drei schokolade-braunen Afrikanern nach Europa (Ulaya) geschickt werden. O, wie werden sich die schönen, weißen Kinder freuen, gerade so, wie wir uns gefreut haben über die

Photographien, welche unsere Mutter Ubalda geschickt bekommen hat, sagte altklug das hübsche Threschen, das sich mit seinem hellen, bronzefarbigem Gesichtchen den weißen Kindern am ähnlichsten hielt.

Threschen war nicht wenig stolz, daß sie auch denselben Namen trug und so ziemlich dieselbe Größe hatte von der ältesten der kleinen, fröhlichen Westfälinnen, die vor schon geraumer Zeit im Bilde zu Besuch nach Kilema kamen. Weil



wir nun in der Kinderecke unter den schattigen Palmen so gerne alle zusammenkommen, weiß und schwarz, aus allen Himmelsrichtungen und Gegenden, so will ich für alle dieses Bildchen mitbringen, und da könnt ihr sehen, wie lieb die drei kleinen Missionsfreundinnen sind. In ihrem Garten, ein romantisches Plätzchen, vor dem Elternhaus, haben sie ihren Spielplatz, und das blonde Threschen mit den sanften, träumerischen Augen und dem geneigten Köpfschen steht da wie eine kleine Märchenprinzessin. Neben ihr steht Hanna-Liese und guckt froh



und frei wie ein munteres Vöglein in die Welt. Unten zieht Carla geschäftig das Puppenwägelchen.

Zuweilen kommen auch noch andere liebe kleine Mädchen auf Besuch, und dann spielen und lernen sie zusammen und plaudern auch von der Mission in Ost-Afrika, von den schwarzen Negerlein und der guten Tante dort. Lisbeth und Käthe haben sogar Opferchen für die Mission gebracht, denn unsere kleinen Erstkommunikantinnen, Lina und Gladys haben von ihnen ihre schönen, weißen Kommunionkleidchen zugeschiedt bekommen. Das war eine große Freude, und die Negerlein, groß und klein, haben dann recht innig für die lieben Wohltäterinnen gebetet, und auch die Missionschwestern beteten. Allenthalben war freudige Stimmung, und in Afrika wurde von den braven, weißen Kindern gesprochen und ihre Photographien bewundert.

Der Posttag, meine lieben Missionsfreunde, ist auch hier, tief in Afrika, ein willkommener Tag, zumal hier der Postbote nur einmal in der Woche kommt, und wenn die Masika, das ist die große Regenzeit, ist, dann kann er oft nicht einmal kommen. Von der nächsten Bahnstation Moshi muß er zu Fuß 6—8 Stunden gehen.

Jetzt, wo unser schwarzes Volk schon klüger und viel zivilisierter ist und die Jugend schon lange gut lesen und schreiben kann, haben sie auch schon sehr gerne Briefe. Wenn der Postbote kommt, beladen mit Taschen, Schachteln, Paketen und Säcken, dann laufen ihm die Schulbuben gerne nach und helfen ihm tragen. Tra-ra, die Post ist da, tra-ra, die Post ist da, die Post ist da, tra-ra, tra-ra! Die Briefe und die Säcke, die Schachteln und die Päckchen, die Post ist da, tra-ra, tra-ra!

Wer von euch, meine lieben Kinder, kennt nicht dieses lustige Liedchen? — Wenn ich alte Tante es noch kenne, so werdet ihr es noch viel besser wissen und schon oft unwillkürlich gesungen und gejubelt haben, wenn der Briefträger an die Haustüre geklopft hat und Briefe oder gar Schachteln oder Pakete der lieben Mutter gab. Da steht ihr wohl neugierig um sie herum und wartet mit Spannung, was aus der geheimnisvollen Schachtel herausgeholt wird. So machen es alle lustigen, glücklichen Kinder. Ist es nicht so?

Nun seht, die schwarzen Kinder in Afrika, welche ihr eure lieben Brüder und Schwestern in Christo nennt, machen es gerade so, und sie sind noch viel neugieriger und etwas wilder wie ihr. Ein Briefchen, und sei es noch so kurz und klein, bereitet ihnen große Freude, besonders aber ein solches, das von lieben weißen Kindern in Europa geschrieben wurde und über das weite Meer herüber kommt, wie dieses da, welches ich euch hierher setzen will. Also leset, liebe Kinder, und freuet euch mit uns über diese braven Mägdlein.

Aus Lichtental:

„Liebe Schwesterlein und Brüderlein!

Wir schreiben Euch ein Brieflein und senden Euch mehrere nette Kleidchen, die wir selber genäht haben. Unser Fräulein Lehrerin hat es uns gelehrt und gut mitgeholfen. Auch geben wir Euch etwas von den Sachen, die uns das Christkindlein brachte. Ist es auch zu Euch gekommen? An Weihnachten haben wir Theater gespielt. Da haben wir viel Geld bekommen, und darum wollen wir uns Patenkinder anschaffen und wollen gegenseitig füreinander beten. Schreibt uns doch auch einmal ein Brieflein.

Wir wollen Euch gar nie vergessen. Einige von uns wollen auch Schwestern werden, wenn wir groß sind, und zu Euch nach Afrika kommen.

Es grüßt Euch alle herzlich

Angelina.

3. Kl.: Annaliese, Irmgard, Gerta, Erna, Rosmarie.

2. Kl.: Trudchen, Wilma, Lieselotte, Elärchen und Josefchen.“

Liebe Kinder! Ist das nicht ein liebes Brieflein? Und die schönen Namen, die diese Kinder aus Lichtental haben! Sie scheinen lauter Sonnenkinder zu sein. Und wie haben sich die Schwestern gefreut! Am meisten wohl darüber, daß einige dieser lieben „Lichtentaler“ später sogar Missionschwesterchen werden möchten. Wollt ihr nicht schon jetzt recht brav sein und den Eltern nur Freude bereiten. „Ja, ja“, sagen alle, welche dieses Brieflein lesen; und dann ist ganz getröstet und zufrieden eure Tante Engelfrieda.

Aus der Kinderwelt von Triashill

Von Schw. Gildarda

Außer vier kleinen mutterlosen Säuglingen sind der Obhut unserer Schwester Olympia noch zirka 30 kaffeebraune Negerlein anvertraut im Alter bis zu 7 Jahren. Es ist ein munteres Völkchen. Eine feste Tagesordnung erleichtert die Arbeit und Mühe.

Bei der abendlichen Gewissensforschung erinnerte ich die schwarzen Kinder an die gewöhnlichen Unarten und gab ihnen dann Zeit, einmal darüber nachzudenken. Alles war mäuschenstill im Kinderlokal. Plötzlich erhob der dicke Hermann seine Stimme und sagte:

„Mein Kamerad Johannes hat mir heute eine Banane gestohlen.“ Der neben ihm kniete, gab ihm einen Rippenstoß und sagte: „Jetzt ist Rechenschaftszeit, gib mir mein Eigentum zurück.“

Der kleine Nachbar Johannes fing leise zu weinen an und antwortete: „Ich hab' sie schon gegessen, aber ich will beten, daß ich eine andere Banane bekomme, die ich Dir dann gebe.“

Für die Hausfrau

Wie man polierte Möbel auffrischt.

Die verschiedenen Holzarten unserer Möbel verlangen je nach ihrer glänzenden oder stumpfen Auflage eine andere Behandlung, wenn man sie wirksam auffrischen will.

Die glänzende Furnitur der Möbel aus Mahagoni und Paljanderholz, ebenso auch das schwarzglänzende Ebenholz des Flügels poliert man mit einer Mischung von Rotwein und Olivenöl. In einem halben Glas Rotwein verrührt man einen Eßlöffel Öl und reibt damit die Spiegelflächen der Möbelstücke blank. Die Wirkung ist geradezu erstaunlich. Auch für andere dunkle und glänzende Holzarten, wie dunkelbraune Nußmöbel, ist diese Politur geeignet. Helle Nußbaumsachen und Möbel aus Kirsch- und Rosenholz, auch von geflammter Birke, reibt man mit Stearinöl glänzend.

Für stumpfe Eichenmöbel ist eine Abreibung mit lauwarmem Bier auffrischend. Man poliert die Möbel dann mit einem Seidenläppchen nach.

Stark abgenutzte Gebrauchsmöbel muß man vor dem Polieren erst mit Petroleum reinigen, um ihnen den anhaftenden Schmutz und Staub zu entziehen. Dann poliert man sie mit fetthaltiger Milch nach, die man wiederholt nach dem Eintrocknen aufträgt und mit einem wollenen Tuche verreibt. Auch Speiseöl mit etwas Zitronensaft wirkt reinigend.

Eine unliebsame Überraschung für die Hausfrau sind Flecke oder blinde Stellen auf den Möbelflächen, die den ganzen Gegenstand verunzieren. Eine Lösung von weißem Wachs in Terpentinöl tut hier gute Dienste. Man taucht eine Bürste in die genannte Lösung und reibt die Möbelstücke und alle Fugen gründlich aus, worauf man sie mit einem wollenen Tuch poliert.

Weißer Wasserfleck auf Tischen, durch Hitze oder Vergießen entstanden, versucht man zuerst durch Zigarrenasche, die man dicht aufstreut, zu entfernen. Auch Petroleum ist hier wirksam. Helfen aber diese leichten Mittel noch nicht, so wendet man mit Erfolg Mirtura balsamica olivosa an, die mit einem Läppchen gründlich eingerieben wird.

Bei Flecken in lackierten Möbeln nimmt man Baumöl, worin man etwas Wachs auflöst. Auch Holzrahmen von Bildern kann man mit diesen Polituren wieder auffrischen.

Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: E. Frohnhausen Mk. 21 — Thadäus, Saarlouis II Mk. 21. — Wattenscheid Mk. 50. — Egon und Rosalia, Brügge Mk. 21. — Joseph, Igersheim Mk. 21. — Magdalena

Für die Mission: N. N. Mk. 3. — Trier Mk. 2,50. — Oberpleis Mk. 5. — Kl. Strehlig Mk. 0,50. — Neuenbeken Mk. 0,50. — Erfurt Mk. 1,50. — Wieschowa Mk. 1.

Für die Heidenkinder: Antoniusbrot Mk. 3. — aus Klein Strehlig, Ungenannt in Gebetsanliegen Mk. 7,50. — Aschberg Mk. 10.

Für Missionszwecke: Euskirchen Mk. 5.

Almosen: Saarlouis II Mk. 5. — Stadtlohn Mk. 4,50.

Für die Missionschule: Zur Ausbildung armer Missionschülerinnen: Westhausen gesammelt von Schulkindern Mk. 14. — Weeze Mk. 5. — Würzburg Mk. 7,50.

Der Mangel an Arbeitern im Weinberge des Herrn ist groß, drum helfe, wer helfen kann, daß auch arme Mädchen, die gerne ihre Kräfte und Talente in den Dienst der Mission stellen, ihr schönes Ziel erreichen. Die kleinste Gabe wird mit freudigem, herzlichem Dank entgegengenommen, der Herr des Weinbergs aber wird gewiß diesen doppelten Liebesdienst auch doppelt lohnen: Für alle unsere lieben Wohltäter erblehen wir den reichsten Ostersegen.